



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rosenberg, Adolf: Das Grab des Agamemnon.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das Grab des Agamemnon.

Eine wunderliche Kunde drang im Dezember 1876 zu uns: der glückliche Schatzgräber auf klassischem Boden, Dr. Schliemann, verkündete der erstaunten Welt, daß er auf der uralten Akropolis des goldreichen Mykenae die Gräber des völkergebietenden Agamemnon und seiner schmählich hingemordeten Gefährten entdeckt habe. Wie vor fünf Jahren, als es ruchbar wurde, daß seine Gattin, die tapfere Genossin seiner Arbeit, den Schatz des Priamus in ihrem Umschlagetuche davongetragen, ergoß sich über den unverdrossenen Forscher eine Fluth von Spötereien. Heute liegen die Resultate seiner Ausgrabungen in einer trefflich ausgestatteten, durchaus zuverlässigen Publikation*) vor unsern Augen, und angesichts dieser Resultate muß jeder Spott verstummen. Während die deutsche Expedition in Olympia dem Schlamme des Alpheios-thales in heißem Bemühen kargliche Marmorreste abrang, welche nur bestätigten, was wir aus Pausanias und anderen Schriftstellern bereits kannten, fielen dem „Liebling der homerischen Götter und Helden“ unermessliche Schätze in den Schooß. Er entdeckte die Spuren einer uralten Kultur, er schlug der Wissenschaft ein neues, fast drei Jahrtausende altes Blatt der Kulturgeschichte auf.

Noch haben die Ergebnisse der Schliemann'schen Ausgrabungen von Seiten der archäologischen Wissenschaft keine erschöpfende Würdigung erfahren. Es sind noch nicht einmal die ersten Orientirungsversuche gemacht worden. Sehr erklärlich. Denn die Wissenschaft steht hier vor einer durchaus neuen Erscheinung. Schliemann, der Autodidakt, hat ihr ein Material zugeführt, zu dessen Bewältigung sie lange Zeit nöthig haben wird. Während sich die

*) Mykenae. Berichte über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns von Dr. Heinrich Schliemann. Mit einer Vorrede von W. E. Gladstone. Nebst zahlreichen Abbildungen, Plänen und Farbendrucktafeln, mehr als 700 Gegenstände darstellend. Leipzig, F. A. Brochhaus, 1878.

Wissenschaft eine Zeit lang — und das ist ein anderer Grund ihrer Zurückhaltung — ziemlich ablehnend gegen eine Herleitung der griechischen Kunst aus der vorderasiatischen Kultur verhielt und die Verfechter dieser Theorie, Raoul Rochette, Julius Braun, Ludwig Roß u. A. als Kezer ächtete, hat Schliemann jetzt einen so zu sagen monumentalen Beweis für den innigen Zusammenhang der phönizischen, resp. assyrischen Kunst mit den Anfängen der griechischen geliefert.

Nur in England haben einige Gelehrte versucht, den Schliemann'schen Funden eine Stellung in der Kulturgeschichte anzuweisen. Nicht mit großem Glück. Ich denke dabei nicht an Gladstone, der eine lange Vorrede voll tief-sinniger, meist unergründlicher Weisheit zu Schliemann's Buch geschrieben hat. Wie Lord Beaconsfield in seinen Mußestunden Romane schreibt, so beschäftigt sich der englische Expremier in der Zeit, welche er seiner politischen Thätigkeit abmüßigt, mit Forschungen über das homerische Zeitalter. Einen Theil dieser Studien hat er in einem Buche „Homeric Synchronism“ veröffentlicht. Mit Schliemann theilt er den festen Glauben an die Realität der homerischen Helden und des in den homerischen Gedichten geschilderten Zeitalters. Im Uebrigen „übertyrant er den Tyrannen.“ Wo Schliemann nur vermuthet und noch zweifelt, weiß Gladstone ganz gewisses. Nachdem Schliemann von dem ersten, wohl begreiflichen Freudenrausch über seine Funde ernüchtert war, sah er die Unhaltbarkeit seiner Haupthypothese ein. In der Buchausgabe seiner Berichte spricht er sich mit großer Reserve über die Identität der gefundenen Leichen mit denen des Agamemnon und seiner Gefährten aus. Während er zuerst einen Leichnam, an dem sogar die Fleischtheile noch wohl erhalten waren, mit vollster Bestimmtheit als den des Agamemnon bezeichnete, läßt er im Buche wenigstens diese Hypothese ganz fallen. Zwar hütet sich auch Gladstone, den Schädel mit dem beneidenswerthen Gebiß von zweiunddreißig gefundenen Zähnen für den des Völkerhirten zu erklären. Aber die Identität der gefundenen Skellette ist ihm über jeden Zweifel erhaben. Er bringt noch eine ganze Menge von Beweisgründen für die Vermuthung Schliemann's zusammen. Doch ist der eine immer abenteuerlicher als der andere. Wie Schliemann besitzt er keine Spur von historischer Kritik.

Nicht viel besser ist es mit den Auslassungen der englischen Fachgelehrten bestellt. Newton drückt sich ziemlich reservirt aus. Seine Autorität, die, was die Kenntniß antiker Marmorarbeiten anlangt — man denke nur an sein Urtheil über die Olympiasfunde — unbestritten ist, würde schließlich hier weniger schwer ins Gewicht fallen, da es sich vorzugsweise um Produkte der Kleinkunst, speziell der Goldschmiedekunst handelt. Ein anderer englischer Archäologe, A. S. Murray, hat in der „Academy“, verführt durch gewisse auf den Gold-

fachen vorkommende Ornamente: Spiralen, Mäander, konzentrische Kreise zc., die jedoch den arischen Völkern in ihrer Urzeit gemeinsam sind, die Behauptung aufgestellt, die entdeckten Gräber seien nicht hellenischen, sondern germanischen Ursprungs. Ein germanistischer Forscher, L. Lindenschmit, hat diesen Irrthum bereits gebührend zurückgewiesen, so daß wir uns mit seiner Widerlegung nicht länger zu befassen brauchen. Derselbe Engländer hat auch die künstlich in den Fels gehauenen Gräber, von denen uns Schliemann genaue Pläne und Durchschnitte giebt, „formlose Gruben“ genannt und den Ursprung der meisten aufgefundenen Gegenstände höchstens in das sechste Jahrhundert versetzt. Der erste Theil dieser Behauptung widerlegt sich durch einen Blick in Schliemann's Publikation, die Haltlosigkeit der zweiten wird sich im Laufe unserer Darstellung ergeben.

Der Hauptwerth des Schliemann'schen Buches liegt in den Abbildungen, welche ohne Vergleich besser und zuverlässiger ausgefallen sind als diejenigen, welche seine „Trojanischen Alterthümer“ illustriren. Der Text, der an vielen Stellen von ermüdender Weitschweifigkeit ist, da er die abgebildeten Gegenstände noch einmal mit größter Umständlichkeit beschreibt, hat nur insoweit einen Werth, als er uns über den Gang der Ausgrabungen und über die Fundorte orientirt. Wo Schliemann dagegen das Gebiet wissenschaftlicher Diskussion und archäologischer Interpretation betritt, verliert er sich in nebelgraue Fernen, in welche ihm kein klar und vorurtheilslos denkender Mensch zu folgen vermag. Mit einer beispiellosen Zuversicht behandelt und löst er, mit dem Homer und den Tragikern in der Hand, die schwierigsten Fragen, an deren Lösung die Wissenschaft seit Jahrzehnten arbeitet. Mit verblüffender Schnelligkeit stellt er die kühnsten Hypothesen zu einem Gebäude von schwindelnder Höhe zusammen, das bei dem ersten, kräftigen Messerschnitt einer ruhig vorgehenden Kritik einstürzt. Die beiden Ergebnisse, die er selbst für die wichtigsten seiner Ausgrabungen hält, die Entdeckung der Agora der Mykenäer und der von Pausanias erwähnten Königsgräber, sind eitel Täuschung, die er durch eine Reihe von Trugschlüssen selbst verschuldet hat. Seine erstaunliche Belesenheit im Verein mit seiner fruchtbaren, von Jugend auf durch die homerischen Sagen genährten Phantasie, dann sein Dilettantismus in der Behandlung wissenschaftlicher Fragen, der sich aus seinem Bildungsgang erklärt, sind die unübersteiglichen Hindernisse, die ihn von den Elementen der historischen Kritik trennen.

Es ist von Interesse, einen Blick auf den Lebensgang dieses in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Mannes zu werfen. Im Jahre 1869 hat Schliemann eine Reihe von „archäologischen Forschungen“, wie er sie selbst nennt, oder richtiger eine Reisebeschreibung unter dem Titel „Ithaque, le Peloponnèse, Troie“

herausgegeben, welcher er einen Abriß seines wechselvollen Lebens vorausgeschickt hat. Er beginnt seine Biographie mit den Worten: „Als ich in Kalkhorst, einem Dorfe in Mecklenburg-Schwerin, meinem Geburtsorte, im Alter von 10 Jahren meinem Vater zu Weihnachten 1832 als Geschenk eine in schlechtem Latein geschriebene Darstellung des trojanischen Krieges und der Abenteuer Odysseus und Agamemnon überreichte, dachte ich nicht im Entferntesten daran, daß ich 36 Jahre später vor das Publikum mit einem Buche über denselben Gegenstand treten würde.“ Heute könnte Schliemann noch hinzufügen: „und daß ich 44 Jahre später, fast um dieselbe Zeit, eben denselben Agamemnon aus seiner Grabesruhe an das Tageslicht ziehen würde, den ich damals in schlechtem Latein verherrlicht.“ Die Phantasie des Knaben beschäftigte sich also schon in früher Zeit mit den Thaten der homerischen Helden; aber die Verhältnisse seines Vaters gestatteten ihm nicht, wie er gewünscht, die gelehrte Laufbahn einzuschlagen. Mit 14 Jahren trat der junge Schliemann in den Laden eines Materialienwaarenhändlers in Fürstenberg ein. Seine Thätigkeit bestand darin, daß er täglich von 5 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends Häringe, Butter, Branntwein, Milch und Salz verkaufte und Kartoffeln für die Destillation zerstampfte. Eines Tages trat ein betrunkenener Müller in die Boutique, der Sohn eines Predigers, der wegen schlechter Aufführung von dem Gymnasium weggejagt und dann von seinem Vater in eine Mühle gesteckt worden war. Dieser Mensch kam zufällig auf den Gedanken, hundert Verse aus dem Homer zu deklamiren. Sie machten auf den jungen Schliemann einen so tiefen Eindruck, daß er bittere Thränen über sein trauriges Loos vergoß und seit diesem Augenblicke niemals aufhörte, Gott zu bitten, ihn eines Tages griechisch lernen zu lassen.

Im Jahre 1841 wurde er endlich aus dem Häringladen befreit. Er hob eines Tages ein schweres Branntweinfäß und verletzte sich dabei die Brust. Nicht mehr fähig, schwere Arbeiten zu verrichten, begab er sich nach Hamburg und verding sich als Schiffsjunge an Bord eines nach Venezuela bestimmten Rauffahrers. Am 28. November verließ das Schiff Hamburg; bereits am 12. Dezember scheiterte es an der Küste von Texel. Schliemann schlug sich nach Amsterdam durch, wo er nach mannigfachen Mühen eine Stelle als Comptoirdiener mit einem jährlichen Gehalte von 800 Fres. fand. Jetzt konnte er seinem Bildungsdrange genügen. Er opferte ihm die Hälfte seiner bescheidenen Einkünfte. Für 8 Fres. monatlich wohnte er in einer elenden Dachstube ohne Ofen und aß für 4 Sous zu Mittag. Er lernte zunächst englisch und dann in 6 Monaten französisch. Mit den anderen Sprachen ging es noch schneller auf das holländische, spanische, italienische und portugiesische verwendete er je sechs Wochen. Durch die Vermittelung edelmüthiger Freunde erhielt er nach

kurzer Zeit eine Stelle als Buchhalter in dem Handelshause von Schröder u. Co., die mit einem Gehalte von 2000 Fres. verbunden war. Gegen äußere Noth geschützt, konnte er nun mit größerem Eifer seinen Studien obliegen. Er begann russisch zu lernen und legte damit den Grundstein zu seinem Glück. Seine Chefs schickten ihn im Jahre 1846 als Agenten nach Petersburg. Er lernte die dortigen Verhältnisse kennen, benutzte die Konjunkturen und etablierte ein Jahr später ein Geschäft auf eigne Rechnung. Seine Sprachstudien wurden jetzt durch die Ueberlast der Geschäfte bis 1854 unterbrochen, wo er schwedisch und polnisch lernte. Im Jahre 1856 warf er sich mit Eifer auf das neu- und altgriechische und bewältigte die Schwierigkeiten dieser beiden Sprachen in fünf Monaten. Seine Handelsunternehmungen wurden auf wunderbare Weise vom Glück begünstigt, so daß er sich bereits im Jahre 1863 mit einem bedeutenden Vermögen von den Geschäften zurückziehen konnte, um fortan ausschließlich seinen Studien zu leben. Er machte größere Reisen, einmal auch die Reise um die Welt, und im Juli 1868 die Reise nach Griechenland und Troja, deren Ergebnisse er in dem oben zitierten Buche niedergelegt hat.

Wie ich noch privatim erfahren habe, verdankt Schliemann einen großen Theil seines Vermögens, das er in so uneigennütziger Weise dem Dienste der Wissenschaft opfert, seiner jetzigen Frau, einer geborenen Athenerin. Von demselben Enthusiasmus wie ihr Gatte beseelt, nimmt sie an seinen Ausgrabungen Theil. In Mykenae wurde ein Schatzhaus, das mit dem schon länger bekannten des Atreus völlig übereinstimmt, unter ihrer persönlichen Leitung ausgegraben. Eine Abbildung des Schliemann'schen Buches gedenkt dieses Umstandes ausdrücklich, indem sie Frau Dr. Schliemann am Eingang des neu aufgedeckten unterirdischen Bauwerks verewigt. Schliemann wurde von der Universität seines Heimathlandes, Rostock, zum Doktor der Philosophie promovirt.

Schliemann besuchte im Jahre 1868 auch Mykenae, den Schauplatz seiner neuesten Ausgrabungen. Bei der Beschreibung des Löwenthors sagt er in seinem Reisebuche Folgendes: „An Ober- und Unterschwelle des großen Thors sieht man deutlich die Löcher für Riegel und Angeln und in den großen Steinen des Pflasters die Geleise für Wagenräder.“ Damals war jedoch die Unterschwelle und das Pflaster mit so hohem Schutt bedeckt, daß Schliemann, als er am 6. August 1876 seine Ausgrabungen in Mykenae begann, Tage langer Arbeit bedurfte, bevor seine Leute die Unterschwelle und das Pflaster bloßlegen konnten. Und jetzt schreibt derselbe Schliemann (Mykenae S. 137): „Sie (die Thürschwelle) besteht aus einem 15 Fuß langen, 8 Fuß breiten, sehr harten Block von Breccia. Das durch die Räder der alten Wagen

in dieser Schwelle verursachte Geleise, wovon alle „guide books“ sprechen existirt nur in der Einbildung enthusiastischer Reisenden, aber nicht in der Wirklichkeit.“ Im weiteren Text weist er nach, daß bei der Beschaffenheit des Felsbodens überhaupt nur wenig Wagen in Gebrauch gewesen sein können. Endlich sei zu bemerken, „daß die Thorschwelle seit einer langen Reihe von Jahrhunderten, jedenfalls seit der Eroberung der Akropolis durch die Argiver (468 v. Chr.) tief in Schutte begraben war und somit kein sterbliches Auge dieselben seit mehr als 2300 Jahren hat sehen können.“

Wir haben dieser Selbstcharakteristik Schliemann's keinen Strich mehr hinzuzufügen. Wir wollen nur noch ein Probchen von der Art und Weise mittheilen, in welcher der „enthusiastische Reisende“ griechische Epigraphik treibt. Im Beginn seiner Ausgrabungen fand Schliemann auf dem Bruchstück einer Vase eine archaische Inschrift, die er nach dem Charakter der Buchstaben richtig in das sechste Jahrhundert vor Chr. versetzt und die er richtig liest: *τοῦ ἥρωός ἐμ.* Die Uebersetzung aber lautet: Ich stamme vom Hero. Eine Erläuterung bedarf dieses wunderbare Kunststück nicht. Ich bemerkte nur, daß es eine dem Epigraphiker geläufige Weihinschrift ist, von der nur der erste Theil erhalten ist: „Ich (d. h. die Vase) bin (ein Weihgeschenk oder Tempelgut) des Heros (fehlt der Name).“

Die Basis, auf welche Schliemann seine Hypothese von dem Grabe des Agamemnon gründet, ist eine Stelle des alten Reisebeschreibers Pausanias. Bei der Beschreibung der Trümmer von Mykenae läßt sich der Perieget folgendermaßen vernehmen: „Von der Umfassungsmauer ist sowohl einiges erhalten wie auch das Thor; Löwen stehen darauf. Man sagt, daß auch dieses Werke der Cyclopen seien, welche dem Proitos die Mauer in Tirynth erbaut haben. In den Trümmern von Mykenae liegt ferner eine Quelle, Perseia genannt, und die unterirdischen Gebäude des Atreus und seiner Söhne, wo die Depots ihrer Schätze waren. Ferner ist (dort) das Grab des Atreus; es liegen auch da diejenigen, welche Aegisthos bei ihrer Heimkehr von Ilion mit dem Agamemnon während des Mahles ermordete. Ein anderes Grab ist das des Agamemnon, ein anderes das des Wagenlenkers Eurymedon. Teledamos und Pelops liegen in demselben Grabe (denn diese soll Kassandra als Zwillinge (von Agamemnon) geboren haben) und Aegisthos schlachtete sie nach den Eltern hin, als sie noch ganz klein waren.“ Ferner erwähnt Pausanias noch ein Grab der Elektra und fährt dann fort: „Nyktaemnestra aber und Aegisthos wurden etwas abseits von der Mauer begraben. Denn innerhalb derselben, wo Agamemnon selbst lag und die mit ihm Ermordeten, (begraben zu werden) wurden sie nicht für würdig gehalten.“

Diese Stelle, behauptet nun Schliemann, den wir eben als glänzenden Uebersetzer kennen gelernt haben, ist sonderbarer Weise von Leake, Dodwell, Profesch, Curtius sowie von allen anderen, welche über den Peloponnes geschrieben haben, falsch übersezt worden. Sie dachten nämlich, daß Pausanias, indem er von der Mauer spricht, nur die Stadtmauer und nicht die große Mauer der Akropolis meinen könnte, und verstanden daher, daß er die fünf Gräber in die untere Stadt verlege und die Gräber des Megisthos und der Mytaemnestra außerhalb derselben. Mithin, so folgert Schliemann, sind die fünf Gräber, die ich innerhalb der Mauer auf der Akropolis entdeckt habe, die von Pausanias beschriebenen.

Wir könnten jetzt schon nach dem Urtexte des Pausanias die Schliemannsche Interpretation jener Stelle als falsch nachweisen. Wir könnten darauf aufmerksam machen, daß Pausanias zuerst von der Umfassungsmauer der Akropolis spricht, die er *περιβολος* nennt, daß er dann auf die Stadt, Mykenae, zu reden kommt und daß er endlich, als er von den Gräbern vor der Mauer berichtet, das Wort *τείχος* anwendet. Doch wird sich an der Hand der Schliemannschen Ausgrabungen selbst ein besserer Nachweis führen lassen.

Armer Pausanias! Als die archäologische Wissenschaft ihre Schwingen zu regen begann, verschrte sie dich als einen Pedanten, als einen leichtgläubigen, alten Mann, der getreulich nachschwatze, was ihm Tempeldiener und Fremdenführer aufhingen. Die beiden letzten Jahre haben dich glänzend gerechtfertigt. Fast jeder Spatenstich hat bestätigt, was du in deiner nüchternen Art über Olympia und die Kunstwerke des heiligen Bezirks geschrieben hast. Auch Schliemanns Forschungen liefern den Beweis, daß du kein „enthusiastischer Reisender“ warst, sondern nur trocken schildertest, was du sahst.

Als die erste Kunde von den Schliemannschen Ausgrabungen nach Deutschland drang, gab Professor Adler in der „Archäologischen Zeitung“ nach ihm aus Griechenland übersandten Plänen und Skizzen ein bautechnisches Gutachten ab, dessen Richtigkeit sich inzwischen durch die genaue Publikation Schliemanns so vollkommen bestätigt hat, daß wir hier die Bemerkungen des gelehrten Kenners antiker Baudenkmäler folgen lassen. „In geringer Entfernung hinter dem Löwenthor, innerhalb des südwestlichen Burgzingers, der nach Lage und Struktur sich deutlich als ein späterer Erweiterungsbau zu erkennen giebt, — so berichtete Adler Anfangs 1877 — stieß man etwa zehn Schritte hinter dem Thor auf die Krone eines ringförmigen Mauerbaues. Der einem abgekürzten Regal gleichende Bau, in dem sich die Außenwände mit ca. 15 Grad nach innen neigen, trägt oben einen aus hochkantigen, etwa 1—1½ Meter langen Platten zusammengesetzten kanalartigen

Gang, der eine obere Brustwehr gebildet hat. In diesem Erdkörper wurden allmählig fünf schachtartige, 8 bis 9 Meter tiefe Gruben, welche bis auf das Niveau des Burgfelsens herabreichen, entdeckt.“ Diese fünf Gruben sind die „Königsgräber“, in welchen Schliemann die vermeintlichen Reste Agamemnon's und seiner Gefährten fand. Adler folgerte aus den lückenhaften Berichten, die ihm damals vorlagen, vorsichtiger Weise nur zwei Thatsachen: 1) daß hier eine gemeinsame Begräbnisstätte, vielleicht die kleine Nekropolis einer ebenso reichen wie prunkliebenden Dynastie entdeckt worden ist und 2) daß dieselbe ursprünglich vor der Burgmauer gelegen hat. Dieser zweite Punkt, dessen Richtigkeit die genaue Schliemann'sche Publikation unzweifelhaft erwiesen hat, ist für uns der wichtigste. Er stößt nämlich die oben mitgetheilte Interpretation der Pausaniasstelle durch Schliemann und somit seine ganze Hypothese über die Auffindung der Grabstätte Agamemnon's über den Haufen. Die Gräberanlage wurde erst bei einer später vorgenommenen Erweiterung der Burg in den Befestigungsring hineingezogen und das Löwenthor zum Hauptthor der ganzen Burganlage. In Folge der bekannten Scheu des Alterthums vor der Gräberverletzung wurde die Grabstätte bei der Burgerweiterung nicht nur geschont, sondern mit der neuen Mauer sorgfältig umgangen. Daraus folgt zugleich, daß die Grabstätte älter sein muß als das Löwenthor.

War das die erste Umgestaltung, welche sich der Vorsprung der Akropolis, auf welchem Schliemann die Gräber entdeckte, gefallen lassen mußte, so war die zweite noch viel durchgreifender und weniger pietätvoll. Es muß eine Zeit der höchsten Noth gewesen sein, als man sich entschloß, die Grabstätte der Ahnherren durch aufgefahrenen Schutt zu erhöhen, die Gräber also zu verschütten und hinter der ringförmigen Mauer aus aufrechtstehenden Platten einen Wehrgang zu errichten, von welchem die Vertheidiger eine leichte Umschau halten und die durch das Löwenthor anrückenden Feinde wirksam beschießen konnten. Adler glaubt, daß diese Zeit der höchsten Noth erst eingetreten sei kurz bevor die Argiver ihren Rachezug gegen Mykenae unternahmen, der im Jahre 468 mit der Eroberung und Zerstörung des alten Königsstizes endigte. Die Argiver hegten von Alters her einen Groll gegen die Mykenäer. Diese waren allein von den Bewohnern der Argolis den Lakedaemoniern bei Thermopylae zu Hülfe gekommen, während sich Argos aus kleinlichen Eifersuchtsgründen ausdrücklich geweigert hatte. Die Argiver verlangten ferner von den Mykenäern, daß die Leitung der nemeischen Spiele ihnen allein überlassen werden sollte. Endlich entstanden noch zwischen den beiden rivalisirenden Städten Streitigkeiten über den Kultus der Hera. Diese Streitigkeiten mögen lange genug gedauert haben, sodaß sich die Mykenäer gegen alle Eventualitäten wohl vorsehen konnten. Sie hatten also Zeit, sich durch Erweiterung und Verstär-

kung ihrer Befestigungen zum letzten Verzweigungskampf vorzubereiten. Denn ein solcher war es, als die Argiver mit ihren Verbündeten vor die Beste zogen. Die Mykenäer, die allein auf sich angewiesen waren, zogen in der Feldschlacht den kürzeren, sie wurden in die Stadtmauern zurückgedrängt und dort belagert. Nach längerer, tapferer Gegenwehr wurde die Stadt mit Sturm genommen. Der Verlust in der Schlacht einerseits, Verwüstungen durch Erdbeben andererseits hatten die Katastrophe beschleunigt, von der uns Diodorus Siculus berichtet. „Die Mykenäer“, erzählt er, „wurden von den Argivern zu Sklaven gemacht, der zehnte Theil ihrer Habe dem Dienste der Religion geweiht und ihre Stadt geschleift. Diese Stadt nun, welche einst mit Reichthümern und Macht gesegnet war, welche so große Männer erzeugte und so große Thaten vollbrachte, wurde auf diese Weise zerstört und blieb bis zur jetzigen Zeit (Diodor schrieb um die Zeit Augusts) unbewohnt.“

Pausanias, der Perieget, schrieb um 150 nach Chr. Wir kommen also, wenn wir diese Thatsache mit dem Berichte Diodors in Verbindung setzen, zu dem Schlusse, daß Pausanias die von Schliemann aufgedeckten Gräber nicht gesehen haben kann, da sie zu seiner Zeit unter ellenhohem Schutte verborgen lagen. Mitthin bezieht sich seine Beschreibung der Gräber Agamemnon's und derer, die mit ihm starben, auf andere Grabstätten, die außerhalb der Akropolis lagen, und Seake, Dodwell, Prokesch, Curtius und die anderen alle, welche über den Peloponnes geschrieben haben, haben die oben angezogene Stelle des Pausanias richtig, Schliemann allein sie falsch übersetzt. Wir sehen zugleich die bautechnische Untersuchung im schönsten Einklange mit der philosophisch-historischen. Aus der Art und Weise, wie Pausanias, der seine Beschreibung mit der Umfassungsmauer der Burg beginnt, die einzelnen Merkwürdigkeiten der Reihe nach aufzählt, folgert Adler mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß die angeblichen Atridengräber dem griechischen Reisenden noch innerhalb der untersten Terrassenstufe des Felsens, auf dessen Krone sich die Burg erhebt, gezeigt wurden.

Schliemann hält den runden Bau, dessen fortifikatorischen Zweck wir mit Adlers Hilfe eben nachgewiesen haben, für die Agora, den Marktplatz von Mykenae, und den aus aufrechtstehenden und quer darübergelegten Steinplatten bestehenden Umgang für die Sitze, auf denen sich die edlen Mykenäer niederließen, wenn sie sich droben versammelten, um Rath's zu pflegen. Eine artige Zeichnung erläutert dem Leser, wie sich Schliemann einen solchen zum Rathe versammelten Mykenäer denkt. Die Bestattung in der Agora, dem vornehmsten Theile der Burganlage, so folgert Schliemann weiter, war eine Ehre, die nur königlichen Personen zu Theil werden konnte. Wir haben dieses Luftgebilde

bereits zerstört und wenden uns nun zu den Resultaten der Schliemannschen Ausgrabungen.

Zu dem Entschluß, auf der geschilderten Stätte hinter dem Löwenthor tiefer zu graben, wurde Schliemann durch die Auffindung mehrerer Grabsteine aus mehr oder minder hartem Kalkstein gebracht. Er schloß aus diesem Funde mit Recht auf das Vorhandensein von Gräbern, und die Folge hat seinen Schluß gerechtfertigt. Auf den Grabsteinen befanden sich außer spiralförmigen und mäanderartigen Bandornamenten merkwürdige Darstellungen von Jagden; ein Krieger verfolgt zu Wagen in gestrecktem Laufe irgend ein flüchtiges Wild. Man erkennt deutlich einen Löwen, ein anderes Mal einen Hirsch. Stoff und Form dieser Darstellungen erinnert auf den ersten Anblick an die ägyptischen Wandgemälde, dann bei schärferem Zusehn an die Reliefs auf den Malabaster- tafeln, die in dem weitläufigen Königspalaste von Ninive gefunden worden und auf denen die assyrischen Könige ebenfalls häufig als Jäger dargestellt sind.

Noch schlagender tritt uns diese Verwandtschaft entgegen, wenn wir die Ornamente auf den in den Gräbern gefundenen, goldenen Schmucksachen mit den strupulös genauen Trachtenbildern der Assyrer vergleichen, die uns eben jene Malabaster tafeln aufbewahrt haben. Schliemann entdeckte also, wie bereits erwähnt, unter den Grabstellen fünf in den Felsen gehauene Gräber, von denen das eine beispielsweise 21 Fuß 5 Zoll lang und 10 Fuß 4 Zoll breit war. Um zu einem der Gräber zu gelangen, mußte Schliemann 25 Fuß tief graben. Man kann sich danach ungefähr einen Begriff von der Höhe der Aufschüttung machen, welche die späteren Mykenäer vorgenommen haben. Wenn es übrigens noch eines weiteren Beweises für das späte Alter dieser Aufschüttung bedarf, so mag der von Schliemann als „erstaunlich“ bezeichnete Umstand dafür gelten, daß sich in dem Schutte Bruchstücke von bemalten, auf der Töpferscheibe gedrehten Vasen vorfanden, „die entschieden einer späteren, aber jedenfalls der Einnahme von Mykenae vorangehenden Zeit angehören.“

In diesen fünf Grabkammern fand Schliemann fünfzehn Skelette. An einem derselben — es ist dasjenige, welches Schliemann in seiner ersten Freude als das des Agamemnon bezeichnete — waren sogar noch die Fleischtheile erhalten, die jedoch bei der Berührung mit der frischen Luft allmählig zerfielen. Rings um die Skelette, die zum Theil mit Kieselsteinen, mit Holzasche und anderen verbrannten Resten bedeckt waren, fand Schliemann eine ungeheure Menge von goldenen Schmuckgegenständen, goldene und silberne Becher, Schwerter und Lanzenspitzen aus Bronze und Obsidian, kupferne und irdene Gefäße, Gegenstände aus Krystall, kurz eine Fülle von Objekten, die, wie Schliemann in seinem Telegramme an den König von Griechenland mit

Stolz sagen konnte, „ausreichen, um allein ein großes Museum zu füllen.“ Man schätzt den reinen Metallwerth der gefundenen Goldsachen allein auf 30,000 Mark.

Da Schliemann an den Skeletten und in den Gräbern starke Spuren von Brand entdeckt hat — wir wollen annehmen, daß ihm seine Phantasie hier keinen Streich gespielt, — war die Begräbnisstätte jedenfalls der Schauplatz gewaltfamer Vorgänge gewesen, deren Art und Weise wir natürlich nicht mehr ermitteln können. Für Schliemann trägt dieser Umstand freilich zur Verstärkung seiner Hypothese bei. Da einige Leichname auch mit offenkundiger Anwendung von Gewalt in eine unnatürliche und gezwungene Lage gebracht sein sollen, so glaubt er, die Mörder hätten die Todten in aller Eile in die Felsengräber gebettet, und sie innerhalb derselben verbrannt, ohne abzuwarten, bis der Verbrennungsprozeß vollendet. Und trotzdem sollten sie sich noch die Zeit genommen haben, so ungeheure Mengen von Goldschmuck aufzuhäufen, wie sie Schliemann gefunden hat? Auch darauf weiß der niemals verlegene Schatzgräber eine Antwort. Die Mörder hätten, so meint er, wenigstens die äußere Schicklichkeit wahren und die Gemordeten mit königlichem Pomp bestatten wollen. Mit riesigen Schätzen und in aller Eile? Wer findet da den Reim? Gladstone, der helfend eintritt, wo Schliemanns Kombinations-talent den Boden verliert. Zuvor müssen wir noch des Umstandes gedenken, daß sich auf den Gesichtern der Todten sehr naturalistisch gebildete, goldene Masken vorfanden, deren Verfertiger offenbar bestrebt gewesen waren, die Gesichtszüge der Todten nachzubilden. „Drestes, so lautet der pythische Spruch Gladstonescher Weisheit, „hat die Gräber später öffnen lassen und, um den Todten Genugthuung zu verschaffen, die Verbrennung angeordnet. Diese war wegen der Tiefe und des Mangels an Luftzug unvollkommen.“ Wir stehen also, Dank der Mitwirkung des englischen Homerforschers, vor der folgenden Kette von wunderbaren Thatsachen. Die Todten wurden in den Felsengräbern mit all ihrem königlichen Schmuck, mit goldenen Brustplatten und mit goldenen Gesichtsmasken, die ihre Züge menschenähnlich konserviren sollten, beigelegt. Dann kam Drestes und ließ die Todten, ohne sich im geringsten um die Kostbarkeiten und die Masken zu kümmern, verbrennen. Wir würden uns aus diesem Wirrsal schwerlich herausfinden, wenn wir den Ausweg nicht schon oben gezeigt hätten.

Glücklicherweise ist der schwarze Plan des Drestes nur theilweise gelungen: der Goldschmuck und die übrigen metallenen Geräthe und Schmuckgegenstände haben glänzend die Feuerprobe bestanden, um sie fast nach drei Jahrtausenden noch einmal vor der archäologischen Kritik zu bestehen.

Um einen Anhaltspunkt über die Zeit und den Ursprung der Gräber

— das ist am Ende die wichtigste der sich hier aufdrängenden Fragen — zu gewinnen, wollen wir einen Blick auf den Inhalt eines Grabes, und zwar auf den des reichsten, des dritten in der von Schliemann aufgefundenen Reihe werfen. Im dritten Grabe fand er die Ueberreste von drei Personen, die nach der Kleinheit der Knochen, besonders der Zähne, und nach den Massen von Frauenschmuck zu urtheilen, die darin gefunden wurden, Frauen gewesen sein müssen. Wie in den anderen Gräbern lagen die Gerippe drei Fuß von einander entfernt — das spricht auch gegen eine hastige Bestattung — und zwar mit dem Kopfe nach Osten und den Füßen gen Westen. Sie waren mit einer Schicht von Kieselsteinen bedeckt und lagen auf einer Schicht gleicher Steine. Die Körper waren buchstäblich mit Juwelen und Gold überladen. Sowohl unter den Gerippen als über ihnen und um dieselben herum fand Schliemann 701 goldene, schön ornamentirte Platten, theils kreisförmige im Durchmesser von $2\frac{1}{2}$ Ztm., theils solche in Form von ziemlich naturalistisch durchgebildeten Baumbältern und Palmetten. Eines der runden Blätter zeigt ein schmetterling- oder bienenartiges Thier, ein anderes ein vielfüßiges Fabelthier, in welchem Schliemann's Phantasie einen Tintenfisch erkennt, die anderen sind mit gepreßten Ornamenten geziert, die aus konzentrischen Kreisen und aus Spiralen bestehen, welche mit großer Virtuosität zu den verschiedenartigsten Combinationen verbunden sind. Auf vielen Blättern findet sich auch ein Ornament, welches dem ausgebreiteten Kelche einer Aster ähnlich sieht.

Wozu haben diese Blätter gedient? Schliemann hielt sie für Miniaturabbildungen von Schilden. Schilde im Grabe von Frauen! Wie bei den oben beschriebenen Grabstellen geben uns auch hier die Monumente von Ninive die erwünschte Aufklärung und zugleich den ersten festen Anhaltspunkt für die Datirung der Gräber. Die großen Mabaftertafeln mit den Bildern der altassyrischen Könige, die im sogenannten Südwestpalast von Nimrud, dem ältesten Theile der Riesenstadt am Tigris, gefunden wurden, zeigen uns dieselben runden Blätter mit denselben Ornamenten, unter welchen das asterförmige am häufigsten wiederkehrt, als Agraffen von Armspangen, als Diademe, Stirn-, Mützen- und Halsbänder auf Binden aneinandergereiht, als Besatz der Prunkgewänder u. s. w. Hermann Weiß hat im ersten Bande seiner unübertrefflichen „Kostümkunde“ über diese Goldbleche und ihre vielfache Verwendung an der Kleidung der Luxusliebenden Assyrer gesprochen. Er glaubt aus den Monumenten folgern zu können, daß diese runden Ornamente ursprünglich in die dicken Gewänder eingewebt und daß erst in späterer Zeit wirkliche Goldbleche aufgenäht worden sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die in den mykenäischen Gräbern in so erstaunlicher Anzahl gefundenen Goldblätter dieselbe Verwendung gehabt haben. In einem Grabe bei Kertsch

sind ganz ähnliche Platten gefunden worden. Dort fand man sie an den Wänden des Felsengrabes, und aus deutlichen Spuren ließ sich erkennen, daß an den Wänden Kleider aufgehängt, daß diese im Laufe der Zeit in Staub und die Goldbleche auf die Erde gefallen waren. In den Gräbern zu Mykenae mag das Feuer — immer die Richtigkeit der Schliemann'schen Mittheilungen vorausgesetzt! — noch dem Zahne der Zeit zuvorgekommen sein.

Die ältesten assyrischen Monumente reichen nicht über das Jahr 1000 hinaus, während die jüngeren, die in den Ruinen von Khorsabad und Kujundschuck gefundenen, bis auf das Jahr 700 zurückgehen. Mit diesen Bestimmungen ist zugleich die Zeitgrenze angegeben, in welche die mykenäischen Gräber zu setzen sind. Der Zusammenhang der in ihnen gefundenen Schmucksachen mit denen der Assyrier, die sich einer sehr frühzeitig ausgebildeten Goldschmiedekunst erfreuten, ist unzweifelhaft. Denn die Kultur ging von Osten nach Westen.

Wie aber sind die Hellenen des homerischen Zeitalters mit den Produkten der assyrischen Goldschmiedekunst bekannt geworden? Professor Köhler hat in einer zur Feier des Geburtstags Winkelmanns im archäologischen Institut zu Athen abgehaltenen Sitzung die Vermuthung aufgestellt, daß die mykenäischen Gräber karischen Ursprungs wären. Die Karer, ein barbarischer, aus Asien eingewanderter Stamm, bevölkerten gegen das Ende des 12. Jahrhunderts v. Chr. die Inseln des Aegäischen Meeres. Sie gewannen nicht nur die Seeherrschaft über den ganzen Archipelagos, sondern gründeten auch an den Küstenstrichen von Griechenland zahlreiche Kolonien. Das Symbol des karischen Gottes, die Doppelaxt, findet sich wirklich auch auf den mykenäischen Schmucksachen abgebildet. Ferner stimmen die zahlreichen Waffenfunde in den Gräbern von Mykenae mit den Angaben des Thucydides, welcher berichtet, daß die Karer ihre Todten mit den Waffen zu bestatten pflegten, eine Sitte, die uns z. B. aus den homerischen Gesängen bei der Bestattung der Leiche des Patroklos nicht bekannt ist. Köhler setzt demnach das Alter der mykenäischen Gräber in die Zeit, welche zwischen dem zwölften und zehnten Jahrhundert liegt. In einer so grauen Vorzeit fallen ein paar Säcula mehr oder weniger nicht ins Gewicht.

Die ältesten Ueberlieferungen der Griechen wissen von seefahrenden, handeltreibenden und kunsterfahrenen Stämmen zu berichten, welche Herodot unter dem Namen der Phönizier zusammenfaßt. Bald hießen diese Stämme Karer, bald Kureten, Seleger, Pelasger, je nach örtlichen Traditionen oder nach zeitlichen Bestimmungen. Ludwig Roß, Raoul Rochette und Julius Braun haben, wie Lindenschmit à propos erinnert hat, die Ansicht verfochten, daß die Phönizier Herodots mit jenen Stämmen identisch sind. Wir glauben, daß die

Schliemann'schen Funde das erste positive Material für die Richtigkeit dieser in genialer Divination aufgestellten Hypothese gebracht haben und darin liegt ihre ungeheure Bedeutung für die Alterthumswissenschaft.

Wir haben noch fernere Beweisgründe. Auf Cypern und Rhodos sind Gemmen und Thongefäße entdeckt worden, die, wie Newton angegeben hat, vollkommen mit den gleichartigen Funden in Mykenae übereinstimmen. In einem cyprischen Grabe fand man auch eine goldene Gesichtsmaske. In Spata, einem Dorfe zwei Meilen östlich von Athen gelegen, fanden sich ähnliche Schmucksachen, u. a. ein aus Knochen geschnitzter Manneskopf mit einer hohen assyrischen Mitra. Endlich haben sich — und das ist am Ende ein Beweis, gegen den sich kein widerlegendes Argument aufführen läßt — in dem ersten der von Schliemann entdeckten Gräber Bruchstücke eines Straußeneies vorgefunden, welches noch völlig aus denselben zusammen gesetzt werden konnte, ein Beweis also, daß in Mykenae ein Handel mit orientalischen Produkten getrieben wurde.

Die Frage, ob die in den Gräbern entdeckten Schmucksachen, zu denen sich außer den beschriebenen Goldblättern noch prachtvolle Diademe, Halsketten, Ringe, Becher u. dgl. mehr gesellen, Produkte einer einheimischen Industrie oder importirt sind, wird sich schwer entscheiden lassen. Doch darf man annehmen, daß die „Phönizier“ — wir behalten diesen Kollektivnamen bei — in ihren Kolonien auch die heimischen, aus dem fernen Orient überkommenen Künste betrieben haben. Ein Beweis dafür sind die spiralförmigen Ornamente, die sich auf den Fragmenten der räthselhaften Halbsäulen befinden, welche schon vor längerer Zeit an dem Eingange zum sogenannten Schatzhause des Atreus bloß gelegt worden sind. Sie stimmen in Form und Technik ganz genau mit den Ornamenten auf den Schliemann'schen Goldsachen überein. Wie treffend hat Lübke geurtheilt, als er, lange vor dem Bekanntwerden der Schliemann'schen Funde, in seiner Architektur 5. Aufl. 1875 S. 100 von diesen Säulenfragmenten sagte: „Die Art der Ornamente verräth ein an asiatische Kunst und zwar an Bronze-Technik erinnerndes Formgefühl.“

Wir sind am Ende unserer kritischen Prüfung der Schliemann'schen Funde angelangt. Armer Schliemann! Wie hat sich das Blatt gewendet! Was er für die Spuren hellenischer Kultur, für die Ueberreste des glänzenden, homerischen Zeitalters gehalten, das hat sich als die Spuren nicht griechischer Ansiedlungen erwiesen. Sein Verdienst um die Wissenschaft ist dadurch vielleicht ein größeres geworden. Denn Schliemann hat das lang vermißte Bindeglied gefunden: Den Zusammenhang der asiatischen Kunst mit den Anfängen der hellenischen. Eine epochemachende Entdeckung, deren entscheidende Bedeutung sich jetzt auch nicht einmal annähernd feststellen läßt. Schlie-

mann hat der Wissenschaft ein Material geliefert, mit dessen Bearbeitung sie noch lange zu thun haben wird.

Und Agamemnon und seine Gefährten? Ihre Gräber und das Zeitalter Homers? Wo ist Platz für sie in der griechischen Geschichte? — Wir sagen lachend mit dem Dichter: „Ein Narr wartet auf Antwort!“

Adolf Rosenberg.

Die Entwicklung des altgriechischen Kriegswesens.

Von Max Fähs.

VII.

12. Epameinondas.

Die hinterlistige Besetzung der Kadmeia, (der Akropolis Thebens) durch lakonische Truppen ward der Ausgangspunkt einer neuen Phase der griechischen Geschichte, welche auch für die Kriegskunst von der höchsten Bedeutung wurde. — Denn nun erhob sich Epameinondas.*) — Epameinondas ist vielleicht die edelste Kriegergestalt des ganzen griechischen Alterthums. Von höchster militärischer Begabung, vereinigte er mit der feinsten hellenischen Bildung heiße Vaterlandsliebe und eine durch nichts zu erschütternde Uneigennützigkeit, wie sie zu jener Zeit in Griechenland sehr selten war. Alle Geschichtsschreiber sind einig in der freudigen Anerkennung seiner großen Natur. Innige Freundschaft verband ihn mit Pelopidas, der, einem viel reicheren und vornehmeren Thebanergeschlechte entstammend wie Epameinondas, sich doch diesem als dem höher begabten gern und willig unterordnete und ihn in bewunderungswürdiger Weise unterstützte. — Beide Männer vereint befreiten Theben, dem Athen zur Seite trat.

Zunächst waren mit den äußerst beschränkten Mitteln, welche dem Epameinondas zur Verfügung standen, keine weiteren Erfolge zu erringen; es mußte schon als etwas Großes gelten, daß man sich in achtjährigem, langsam fortgeschleppten Kriege erhielt. Epameinondas benutzte diese Zeit jedoch so einsichtsvoll und energisch zur inneren Kräftigung seiner Vaterstadt, daß er sich in der Lage sah, den faulen Frieden, welcher jenen stockenden Krieg beenden sollte, zurückzuweisen. Im Juni 371 fand nämlich ein Friedenskongreß zu Sparta statt. Man beschloß, daß alle griechischen Gemeinwesen ihre Ortshoheit zurückerkalten, von allen fremden Befehlshabern und Besatzungen befreit werden

*) Für das Folgende vergl. besonders Curtius, Köchy und Müstow.